Ein Brief aus Berlin

Autor(en): **Göbel, Claudia**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **20 (1994)**

Heft 7

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-361667

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Brief aus Berlin

Liebe Emi-Frauen

Jeden Monat bringt mir die EMI ein Stück Vergangenheit in meine Berliner Wohnung. Die erste Zeit nach meinem Weggang aus Basel habe ich mich jedesmal ein wenig erschrocken, wenn mir beim Öffnen des Briefkastens der graue A4-Umschlag mit der Schweizer Briefmarke entgegenfiel. «Das habe ich doch hinter mir gelassen», dachte ich ärgerlich und weigerte mich, auch nur das Editorial zu lesen. Abbestellen mochte ich die EMI aber auch nicht. Immerhin habe ich sechs Jahre mitgearbeitet und kenne viele von Euch noch persönlich. Mittlerweile hat sich meine Abwehrhaltung gelegt, und ich lese sogar ab und zu den einen oder anderen Artikel ...

Als ich vor zwei Jahren die Schweiz verliess, begann für mich ein neuer Lebensabschnitt. Basel war mir zu klein geworden, und ich hatte genug von der schweizerischen Umständlichkeit und Gedämpftheit. Ich hatte es satt, mit meinem Tempo und meiner Direktheit dauernd aufzufallen und anzuecken. Ausserdem wollte ich mir meinen Traum erfüllen und Theater machen. Berlin schien damals genau die richtige Stadt für alle meine Pläne und Bedürfnisse zu sein, und ich zog aus, eine neue Welt kennenzulernen.

Ich habe diesen Schritt ins Ungewisse nicht bereut. Es war, als hätte Berlin auf mich gewartet. Plötzlich brauchte ich alle meine Energie, um überhaupt einen stinknormalen Tag zu überstehen. Während ich in Basel oft unterfordert war, kam ich hier gerade mal so durch mit meinen Kräften. Alles war furchtbar anstrengend. Fahrradfahren wurde angesichts der zurückzulegenden Distanzen zu einer Art Hochleistungssport, Einkaufen zu einer organisatorischen Herausforderung (was kriegt frau wo am billigsten, warum finde ich keinen Risotto-Reis usw.), jede Situation war neu und erforderte meine volle Konzentration. Ich musste und durfte mir eine Grossstadt erobern und rannte begeistert und neugierig durch die Strassen. Natürlich gab es vor allem in der ersten Zeit Krisen und Momente, in denen ich am liebsten meine Koffer gepackt hätte und in die Schweiz zurückgefahren wäre. Am meisten sehnte ich mich nach meinen Basler FreundInnen, die 1000 Kilometer weit weg eine völlig andere Realität lebten und denen ich mich kaum mitteilen konnte. In diesen Tiefs erfuhr ich die Kehrseite der von mir so geschätzten Schnelligkeit und Direktheit der Leute. Die BerlinerInnen können Dir mit ihrer berüchtigten Berliner Schnauze nämlich ganz schön auf der Seele herumtrampeln. Wären die türkischen MitbewohnerInnen nicht, die mit ihren Gemüse- und Imbissständen Farbe und Wärme nach Kreuzberg bringen und meist ein Lächeln oder ein nettes Wort für mich haben, hätte ich wohl meine Krisen nicht so gut überstanden.

Aber so geniesse ich die Stadt mit ihrem multikulturellen Angebot, ihren vielen Theatern und Kinos, Kneipen und Parks. Ich freue mich, aus meiner Kreuzberger Wohnung in einen der berühmten Berliner Hinterhöfe gucken zu können. Natürlich nerve ich mich, wenn mein Nachbar unten morgens um eins sein Klavier mit einem dilettantischen Boogie-Woogie malträtiert oder wenn sich Rike von schräg gegenüber bis morgens um drei zusammen mit Cat Stevens ihren Liebeskummer von der Seele singt. Aber all das ist mir zehnmal lieber als meine Basler Nachbarin, die ihren Unmut über mein zu lautes Herumgehen in der Wohnung (!) nur äussern konnte, indem sie ihren Fernseher für zwei Minuten voll aufdrehte.

Ich lerne eine Menge neuer Seiten an mir kennen und nehme mir bewusst Zeit dafür. Ansonsten halte ich mich mit Jobs über Wasser und mache ab und zu ein Theaterprojekt. Manchmal überfallen mich Zukunftsängste, die aber meist nicht lange andauern und immer dann verfliegen, wenn ich mein jetziges Grundgefühl mit demjenigen in Basel vergleiche. Ich habe viele schöne Erinnerungen an Basel, wo mir wertvolle und liebe Menschen leben. Aber während ich dort jedesmal angestossen bin, wenn ich auch nur versucht habe, meine Flügel auszubreiten, habe ich hier schon einige Male zu regelrechten Höhenflügen abgehoben. Und wenn ich ab und zu eine Bauchlandung mache und meine Berliner FreundInnen keine Zeit haben, kann es passieren, dass mir just an dem Tag beim Öffnen des Briefkastens eine EMI entgegenfällt.

Dafür danke ich Euch!

Seid gegrüsst,
Claudia Göbel

«Adelershof». Fotos: Susan Knapp